Von Seele zu Seele.

Von Anton Karl Martin.

Nun weiß ich,
Warum ich manchmal so traurig war
Und manchmal so jauchzend froh...
Und ahnte nicht, warum. —
Meine Seele, du Liebste, sie kannte dich,
Ganz ferne, still und stumm;
Doch meinen Sinnen warst du fremd —
Noch fremd und unbekannt.

So schritten wir beide durchs Erdenland,
Bis uns das Schicksal ganz nahe gebracht...
Bis meine Sehnsucht die deine fand. —

Das ist so eigen und sonderbar:
Daß zwei Menschen des Weges ziehn,
Daß zwei Herzen im Blut erglühn,
Und ist keines des andern gewahr
Und ahnt nichts von ihm. — —

Und es ist so selig, zu wissen:
Daß ein Mensch, dessen Bild
Sich noch meinem Sinn verhüllt,
Ganz unversehns meine Wege kreuzt...
Und daß wir uns plötzlich
So gut sein müssen.

Drum glaube ich:
Alles Leid,
Alles Bangen und Sehnen und Seligkeit
Erklingt in uns aus dem Erleben
Des fernen Fremden, des andern,
Dem wir nichtsahnend
Entgegen wandern.

Das Testament.

Novelle von Elly Entsch.

„Ich lasse bitten."

Das junge Mädchen, das, in tiefe Trauer gekleidet, am Schreibtisch gesessen hatte, erhob sich und blickte dem Eintretenden ruhig entgegen. Dieser ging mit ein paar schnellen Schritten zu ihr hin, ergriff ihre Hand und zog sie an seine Lippen.

„Liebes, verehrtes gnädiges Fräulein, mein allerherzlichstes Beileid. Erst gestern abend kehrte ich von einer beruflichen Reise zurück und hörte von dem erschütternden Ereignis. Ich bin dann heute sofort ... aber liebes Fräulein Marie, weinen Sie doch nicht so", denn das junge Mädchen hatte ihre Hand aus der seinen gezogen und war aufschluchzend in den Sessel zurückgesunken.

Aber schon nach ganz kurzer Zeit richtete sie sich wieder auf und sagte mit noch immer von Tränen verdunkelter Stimme:

„Entschuldigen Sie, Herr Rechtsanwalt, daß ich mich so gehen ließ, aber das Schreckliche ist zu plötzlich über mich hereingebrochen." Sie fuhr sich noch einmal mit dem Taschentuch über die Augen, strich sich die Haare aus der Stirn und hatte sich dann wieder ganz in der Hand.

„Hat man Ihnen erzählt?" ...

„Ich weiß alles, gnädiges Fräulein. Ein unglückseliger Zufall, eins von den Ereignissen, die unseren Glauben an eine gütige Vorsehung auf eine harte Probe stellen."

Marie hatte die Hände im Schoß gefaltet und blickte versonnen vor sich hin. Tiefe Stille erfüllte das behagliche, zu ebener Erde gelegene Gemach, das durch die großen, vor dem Fenster stehenden Linden in eine grüne Dämmerung getaucht war. Vom Wirtschaftshofe herüber klang der vielfältige Lärm eines ausgedehnten Gutsbetriebes, alles ging seinen Gang, nichts deutete darauf hin, daß der Herr die Augen zum letzten Schlummer geschlossen hatte.

Dem Rechtsanwalt wurde die Stille unbehaglich. Mit einem lauernden Blick streifte er das Gesicht des Mädchens, fuhr sich mit dem Zeigefinger zwischen Hals und Kragen, räusperte sich, und als Marie noch immer nicht aufblickte, sagte er endlich mit seltsam belegter Stimme:

„Liebes Fräulein, wollen Sie mir, als einem langjährigen Freund und Berater des Verstorbenen, eine Frage erlauben?" Und als das Mädchen zustimmend das Haupt neigte, fuhr er fort: „Wollen Sie mir sagen, wie Sie über Ihre Zukunft denken?"

Ein erstaunter Blick traf ihn.

„Aber, Herr Rechtsanwalt, das ist doch sehr einfach. Wie Sie wissen, führe ich hier seit Jahren die Bücher, und mein Vater" ... sie stockte und sah ihn fragend an, und er machte eine leise Bewegung, als wollte er sagen: „Ich bin vollständig informiert" ... „und mein Vater" fuhr sie fort, „hat mich über alles so auf dem laufenden gehalten, daß es mir nicht schwer fallen wird, den Betrieb mit Hilfe unseres bewährten Inspektors" — eine leichte Röte überzog hier die bleichen Wangen des Mädchens — „weiterzuführen."

Wieder derselbe, seltsam lauernde Blick.

„Hat Ihnen Ihr ... hat Ihnen der Herr Baron" — er vermied absichtlich das Wort „Vater" — „irgendein Schriftstück hinterlassen, in dem er Sie als seine Erbin bezeichnet?"

„Das nicht, aber er hat es mir so unzählige Male gesagt. ... Was bezwecken Ihre Fragen, Herr Rechtsanwalt?" fragte sie mit einer plötzlich aufspringenden Furcht.

„Dann, mein liebes Fräulein Marie," sagte er, und seine Stimme klang jetzt ganz klar und scharf, „muß ich Ihnen leider etwas sagen, was mir sehr schwer und Ihnen noch schwerer sein wird. Sie sagen mir, daß Sie nichts Schriftliches von dem Verstorbenen besitzen, in dem er Sie als seine Erbin bezeichnet. Auch bei mir, seinem Rechtsvertreter, hat er kein Testament deponiert. Ebenso wenig — Sie sehen, ich habe bereits alle Schritte in Ihrem Interesse getan — liegt eine Adoptionsurkunde vor. Ich bin überzeugt, daß der Baron von Hohenfelde die Absicht gehabt, Sie zu adoptieren und Sie zu seiner legalen Erbin zu machen. Er hat wohl nicht gedacht, daß ihm der Tod zuvorkommen würde. Wie die Dinge aber liegen, muß ich Sie, so schwer es mir auch wird, darauf aufmerksam machen, daß Sie keinerlei Recht und Anspruch auf diesen Grund und Boden haben. Gesetzlich sind Sie nur Fräulein Marie Thiel, die Sekretärin und Haushälterin des verstorbenen Barons von Hohenfelde, und es hängt von dem Wohlwollen des künftigen Besitzers ab, ob er Ihnen gestatten wird, noch so lange in diesem Hause zu bleiben, bis Sie ein anderes Unterkommen gefunden haben."

Glatt und höflich, ein verbindlich bedauerndes Lächeln auf den Lippen, als führe er eine leichte Salonunterhaltung, hatte der Rechtsanwalt diese Worte gesprochen. Schon bei den ersten Worten war Marie aufgesprungen und hatte sich mit zitternden Händen auf den Rand des Tisches gestützt. Jede Spur von Leben schien aus ihrem Körper entwichen zu sein. Mit totenbleichen Wangen, mit weitaufgerissenen, entsetzten Augen stand sie da und starrte ihn an. Und als die letzten Worte seinem Munde entflohen waren und sich wieder das bedrückende Schweigen über den Raum legte, brach es wie ein Wimmern von ihren Lippen:

„Aber das ist ja unmöglich, das ist ja ... er hat mir doch so oft gesagt" ...

„Gesagt, gesagt", unterbrach sie ungeduldig der Rechtsanwalt und mußte sich doch zur Seite wenden, um vor dem gequälten Blick dieser schönen braunen Augen nicht weich zu werden. „Sagen kann man viel. Haben Sie Zeugen, Beweise?" Und als das Mädchen nur immer wieder trostlos, verzweifelt den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Na, also, dann ist nichts zu machen. Der neue Besitzer ist bereits in der Stadt, morgen kommt er her, von ihm wird es abhängen, wie lange Sie noch hier bleiben können."

„Wer ist es?" flüsterte sie.

„Felix von Schinsky, der Sohn eines Vetters des verstorbenen Barons, der nächste Verwandte."

„Das bin ich", klang es trotzig.

„Dem Blut nach, ja, dem Gesetz nach, nein."

„Ich werde das Gesetz anfechten."

„Das dürfte Ihnen wenig helfen, liebes Kind. Also seien Sie vernünftig, es ist für Sie nichts zu hoffen. Schicken Sie sich ins Unvermeidliche und behalten Sie den Kopf oben. Und wenn Sie mal irgendeinen Rat brauchen" ...

„Ich werde meinen Weg allein finden. Adieu, Herr Rechtsanwalt." Sie wandte ihm den Rücken, trat ans Fenster und lehnte die Stirn an die Scheiben.

Er blieb noch einen Augenblick stehen und machte eine Bewegung, als wollte er neben sie treten und noch einmal ihre Hand fassen. Als sich aber die Silhouette des Mädchens regungslos gegen den hellen Grund abzeichnete, zuckte er trotzig die Achseln und verließ schweigend den Raum. Die Tür fiel hart hinter ihm ins Schloß.

Marie hatte sich bei diesem Geräusch schnell umgewandt und mit ausgestreckten Händen einige Schritte ins Zimmer getan, als wolle sie ihn zurückrufen. Nun sanken ihr die Arme schlaff am Körper herunter, und mit starren Augen blickte sie nach der Tür, hinter der der Unglücksbote verschwunden war. Mit seltsam steifen Bewegungen, als habe sie die Herrschaft über ihre Glieder verloren, schritt sie dann durch eine Tapetentür in ein kleines Bureau, ihr Arbeitszimmer, ging an dem jungen Mann, der dort an einem Pult saß und sie mit mitleidigen Augen anblickte, vorüber, ohne ihn zu beachten, und trat durch das hohe französische Fenster auf die Veranda und von dort in den Park.

Ohne nach rechts oder links zu blicken, immer noch mit demselben starren Blick und denselben steifen Bewegungen durchschnitt sie die Gänge des Gartens und gelangte endlich, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen war, zu einem kleinen chinesischen Tempel, der am äußersten Ende des Parkes lag, und von wo aus man einen Ueberblick über das ganze Besitztum hatte.

Am Eingang zum Tempel blieb sie stehen und blickte tränenlos in die untergehende Sonne, die den ganzen Westen in flammende Glut tauchte. Aufstöhnend brach das Mädchen in die Knie und lehnte schluchzend den Kopf an eine der Säulen des Tempels.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter, sie fuhr auf und blickte in das sympathische, gebräunte Gesicht des Inspektors.

„Gnädiges Fräulein," sagte er, „entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nachgegangen bin." ...

„Ach, Herr Urban, Sie wissen ja noch nicht alles. Rechtsanwalt Großmann war hier, ich soll ... ich muß" ... Wieder übermannte sie der Schmerz, die Tränen stürzten aus ihren Augen.

„Ich habe alles gehört", sagte Urban. „Ich war im Nebenzimmer. Es ist grausam, unmenschlich!" Und seine freundlichen, blauen Augen ruhten voll unsagbaren Mitleids auf dem gesenkten Haupt des noch immer knienden Mädchens. Er hob die Hand, als wolle er ihr über das seidenweiche, braune Haar streichen, ließ sie aber gleich wieder sinken.

„Kommen Sie, Fräulein Marie", sagte er endlich und war ihr beim Aufstehen behilflich. „Es hilft ja nichts. Haben Sie schon irgendeinen Plan gefaßt?"

Sie schüttelte hilflos verneinend den Kopf.

„O Vater, Vater", stöhnte sie, „warum hast du mich allein gelassen!" Und als sie seinen erstaunt fragenden Blick bemerkte: „Ja, er war mein Vater, und alle Liebe, die er für meine Mutter gehegt hat, hat er auf mich übertragen. Sie starb bei meiner Geburt. Er hat mich zu sich genommen, und ich habe nie erfahren, was es bedeutet, ein vaterloses Kind zu sein. Und nun ... und nun .. elternlos ... heimatlos." Sie schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte qualvoll auf.

„Fräulein Marie," sagte er, und eine tiefe Erregung zitterte durch seine Stimme, „sprechen Sie nicht so. Sehen Sie ... ich bin nur ein einfacher Mensch ... und kann meine Worte nicht so setzen und wählen wie andere. Aber Sie dürfen nicht sagen, daß Sie heimatlos sind. Ich .. ich" — er stockte und suchte nach Worten — „ich habe Sie lieb, Marie-" fuhr es ihm dann plötzlich heraus, und als sie eine unwillkürliche Bewegung machte, ergriff er ihre Hand, die sie hatte sinken lassen, und hielt sie fest. „Und wenn Sie nur ein klein wenig Vertrauen zu mir haben und mir ein bißchen Mut machen, so will ich Ihnen schon eine neue Heimat schaffen. Ich habe Sie schon lange lieb, solange ich auf dem Gute bin; aber durfte ich als simpler Inspektor meine Augen zu Ihnen, der reichen Erbin, erheben? Aber nun sind Sie arm, ja, ärmer als ich, und wenn es nicht so schwer für Sie wäre, würde ich dem lieben Gott auf den Knien dafür danken. Und nun, Marie, sagen Sie mir nur ein einziges Wort, daß Sie mir ein klein wenig gut sind ... Marie!" Bittend hingen seine guten, blauen Augen an ihren Lippen.

Sie blickte ihn aus tränenüberströmten Augen an.

„Ja, Erich, ich bin Ihnen gut, aber ich will nicht, daß Sie Ihr Schicksal an das meine ketten. Sie sollen frei sein." ...

Sie kam nicht weiter. Mit einer unendlich zarten Bewegung hatte er den Arm um ihren Hals geschlungen und sie an sich gezogen. Und mit einem erlösten Seufzer ließ Marie ihren Kopf an seine Schulter sinken. Nun hatte sie doch eine Heimat gefunden. ...

Am nächsten Tage traf, wie vom Rechtsanwalt bereits angemeldet, der neue Besitzer, Herr von Schinsky, ein. Marie hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, sie wollte nichts hören und nichts sehen. Als er ihr aber durch den Diener ein Billett heraufschicken ließ, in dem er die Hoffnung aussprach, das gnädige Fräulein begrüßen zu dürfen, mußte sie sich wohl oder übel entschließen, ihre Zurückhaltung aufzugeben. So nahm sie denn ihren ganzen Mut zusammen und sagte dem Diener, sie erwarte den Herrn Baron in einer Viertelstunde im Arbeitszimmer.

Sie stand mit dem Rücken zum Fenster, und das Licht fiel hell auf die Züge des Eintretenden. Ein lebergelbes, verlebtes Gesicht, kleine, schwarze, merkwürdig stechende Augen, Mund und Kinn die Stätte niederer Gelüste. Mit ein paar raschen Schritten stand er vor Marie und beugte sich über ihre Hand.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er, „ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen und bedauere nur, daß die Veranlassung dazu eine so traurige ist. Wollen Sie, bitte, vollständig über mich verfügen und dieses Haus, solange Sie es für richtig halten, als das Ihre betrachten."

Seine stechenden schwarzen Augen glitten bei diesen Worten über ihr Gesicht und über ihre Gestalt, ein widerlich süßes Lächeln umspielte seine bartlosen Lippen. Unwillkürlich zog Marie das Tuch, das sie lässig um die Schultern geschlungen hatte, über der Brust zusammen. Ihr war, als ob der kalt abwägende Blick dieses Mannes ihr die Kleider vom Leibe risse.

„Sie sind zu liebenswürdig, Herr Baron", erwiderte sie so ruhig und kühl sie konnte, „aber ich werde Ihre Güte nicht einen Augenblick länger als unbedingt nötig, in Anspruch nehmen".

„Ich wäre untröstlich, eine so schöne Hausgenossin so bald zu verlieren und wünschte" ...

Ein Blick traf ihn aus den braunen Augen, daß er unwillkürlich verstummte. Mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes schritt sie bei ihm vorüber und verließ das Zimmer. Er blickte ihr mit einem häßlichen Lächeln nach.

So vergingen ein paar Tage, in denen sich Felix von Schinsky Marie mit faden Schmeicheleien und süßen Redensarten zu nähern versuchte. Aber alle seine Bemühungen prallten an ihrer eiskalten Höflichkeit wie an einem undurchdringlichen Panzer ab. Sie versuchte vergeblich, eine ihren Kräften angemessene Stellung zu finden, und ohne Urbans liebevollen Zuspruch wäre sie wohl niedergebrochen. Aber so hatte sie noch immer eine Hand, an die sie sich klammern, ein Herz, auf das sie sich verlassen konnte.

Eines Nachmittags — es war der vierte Tag nach Schinskys Ankunft — saß sie in ihrem Zimmer. Da klopfte es, und ein Diener überbrachte ihr eine Botschaft des Barons mit der Bitte um eine neue Unterredung im Arbeitszimmer.

„Sagen Sie, bitte, dem Baron, ich bedauerte, seiner Bitte nicht nachkommen zu können."

Der Diener verneigte sich und verließ das Zimmer, und Marie setzte ihre Lektüre fort.

Da ertönten schnelle Schritte auf dem Gang, die Tür wurde aufgerissen, Felix von Schinsky stand im Zimmer.

„Wenn Mohammed nicht zum Berge kommt, muß der Berg zu Mohammed kommen." Er zog die Tür hinter sich zu und kam einige Schritte tiefer ins Zimmer.

Marie war bei seinem Eintritt aufgesprungen.

„Herr Baron, was berechtigt Sie, auf diese Weise in mein Zimmer" ..

„Ihr Zimmer?!" Ein höhnisches Grinsen verzerrte seine Lippen. „Da ist Ihnen ein kleiner Irrtum untergelaufen. Das Haus gehört mir. Was bekomme ich für meine Gastfreundschaft?"

Er stand jetzt dicht vor ihr, und seine schwarzen Augen funkelten wie die eines bösartigen Reptils. Und plötzlich packte er sie an den Handgelenken und riß sie an sich.

„Mädchen", zischte er, und sein Atem fuhr in glühenden Stößen über ihr Gesicht, „siehst du nicht, daß ich dich liebe wie ein Wahnsinniger, daß ich nach dir verschmachte?! Küsse mich!"

Verzweifelt rang Marie, ihre Hände aus dem eisernen Griff zu befreien.

„Lassen Sie mich, Herr Baron", keuchte sie, „lassen Sie mich!"

Aber mit einem scharfen Ruck hatte er sie, noch immer an den Gelenken haltend, an sich gerissen, und ihre Arme hinter dem Rücken kreuzend, so daß sie nicht fähig war, sich zu bewegen, umschlang er sie und preßte sie fest an seine Brust. Dicht über sich sah sie nun seine stechenden Augen, und sie schloß die ihren in einer sie plötzlich anwandelnden Schwäche.

Aber im nächsten Augenblicke hatte sich Marie mit einem letzten Zusammenraffen aller ihrer Kräfte aus seinen Armen gerissen, nach der Bibel gegriffen und ihn mit derselben ins Gesicht geschlagen, daß er ein paar Schritte zurücktaumelte. Dann sank sie mit einem gellenden Hilferuf ohnmächtig zusammen.

Die Tür ging auf, und Erich Urban stand auf der Schwelle. Mit einem einzigen Blick erkannte er die Situation. Den Baron, der sich Marie nähern wollte, beiseite schiebend, sank er neben dem geliebten Mädchen in die Knie, während er wortlos auf die Tür wies. Ein höhnisches Lachen rang sich von Schinskys Lippen.

„Ich räume das Feld", sagte er, „mit dem Inspektor kann ich allerdings nicht konkurrieren."

Mit einem Sprung stand Erich auf den Füßen und vor dem Baron.

„Herr, die Dame ist meine Braut!"

„Hahaha! Braut! Das kennt man. Inspektor und Buchhalterin. Na ja." Und die Tür öffnend, so daß er freien Rückzug hatte, fügte er hinzu: „Im übrigen sind Sie entlassen, Herr, Sie können noch heute gehen. Und Ihr ... Liebchen können Sie gleich mitnehmen. Bettelpack!" Dröhnend fiel die Tür ins Schloß.

Urban wandte sich um und sah, daß Marie die Augen aufgeschlagen hatte und versuchte, sich aufzurichten. Sorglich half er ihr aufzustehen, führte die noch immer Schwankende zu einem Sessel, kniete vor ihr nieder, und, von einem wilden Weinkrampf geschüttelt, schlang Marie die Arme um seinen Hals.

„Erich, Erich," schluchzte sie, „laß uns fort, noch heute. Oh, es war schrecklich! Hilf mir, rette mich!" Von Grauen gepackt, verkrampfte sie die Hände hinter seinem Nacken und preßte sich an ihn.

„Ruhe, mein Liebling, Ruhe!" sagte er. „Ja, du sollst fort, noch heute. Ich bringe dich zu meiner Mutter, sie wird dich lieb haben wie ihre eigene Tochter. Komm', Kind, beruhige dich."

Er löste ihre Hände von seinem Hals, stand auf, strich ihr noch einmal über das bleiche Gesicht und trat zum Tisch, um ein Glas mit Wasser für sie zu füllen. Dabei fiel sein Blick auf die Bibel, in der sie gelesen und mit welcher sich Marie ihres Bedrängers erwehrt hatte, und die bei ihrem Sturz zu Boden gefallen war. Ein großes, weißes Kuvert mit den charakteristischen, ihm wohlbekannten Schriftzügen des verstorbenen Barons lag daneben. Er hob es auf, las die Aufschrift, erbleichte, blickte zu Marie, die mit geschlossenen Augen in ihrem Sessel lehnte, dann noch einmal auf den Brief in seiner Hand und trat endlich entschlossen zu dem Mädchen, das in einen leichten Schlummer gefallen zu sein schien. Er berührte leise ihre Schulter, und als sie erschrocken auffuhr, hielt er ihr schweigend den Brief hin. Sie warf einen Blick auf die Aufschrift, und die Augen der beiden Menschen trafen sich in atemlosem Staunen. Was bedeutet das!? Stand da nicht in großen, deutlichen Buchstaben: „Abschrift meines Testaments, das ich am 12. Mai 19 .. bei Rechtsanwalt Großmann deponierte"?! Und hatte dieser selbe Dr. Großmann nicht erst vor wenigen Tagen erklärt, daß weder bei ihm noch beim Gericht ein Testament deponiert sei?!

Steckte da eine große, ungeheuerliche Schurkerei dahinter?

Mit bebenden Händen riß Marie den Umschlag auf, entfaltete das Schreiben, und mit tränenumflorten Augen, so daß sie öfters im Lesen einhalten mußte, las sie diesen letzten Willen des Heißgeliebten, las, daß er sie zur Erbin des gesamten ausgedehnten Gutes einsetzte, las von seiner Liebe zu der Frau, der er sein höchstes Glück verdankt habe, las von seiner Liebe zu ihr selbst, seinem Kinde, in dem er die Geliebte seiner Jugend wieder zu sehen glaubte, von seiner Dankbarkeit, daß sie durch ihre Güte, ihr immer gleiches, liebevolles Wesen sein Alter heiter und leicht gemacht hatte. — — —

Noch an demselben Nachmittag konnte Marie die Verhaftung Dr. Großmanns und Schinskys bewirken. Großmann hatte im ersten Schreck, als ihm Marie mit der Abschrift des Testaments in Begleitung eines Kriminalkommissars entgegentrat, ein umfassendes Geständnis abgelegt. Da kam zutage, daß er durch Schinsky, der die Verhältnisse im Hause des Barons kannte, angestiftet worden war, das bei ihm deponierte Testament verschwinden zu lassen, wozu er sich gegen eine hohe Summe bereit erklärt hatte. Er hatte die Gelegenheit mit Freuden benützt, um seine vollständig zerrütteten Finanzverhältnisse zu rangieren.

Unter dem Jubel ihrer Leute kehrte Marie am nächsten Tage als rechtmäßige Herrin nach dem Gute zurück. Hundert Hände streckten sich ihr entgegen, und sie blickte in lachende und fröhliche Gesichter. Nur einen vermißte sie. Als sie aber die Tür zum Arbeitszimmer des Vaters öffnete, trat er ihr entgegen.

„Erich!" jubelte sie und streckte ihm beide Hände entgegen.

Wortlos ergriff er sie und zog sie an seine Lippen. Dann führte er Marie zum Tisch, auf dem die Wirtschaftsbücher des Gutes ausgebreitet lagen.

Erstaunt blickte sie ihn an.

„Was bedeutet das?"

„Abrechnung, gnädiges Fräulein. Ich möchte um meine Entlassung bitten."

Rauh und heiser klang seine Stimme, und er vermied ihren Blick. So sah er nicht das schelmische Lächeln, das ihren Mund umspielte.

„Oh, Herr Urban, Sie wollen fort? Haben Sie schon etwas in Aussicht?"

„Ein Freund in Argentinien bietet mir eine Stelle auf seiner Farm an."

„Und hält Sie gar nichts in der Heimat?"

Er stand an derselben Stelle, an der sie vor einigen Tagen gestanden hatte, nachdem ihr Dr. Großmann die Unglücksbotschaft überbracht hatte, die Stirn an die Scheiben gedrückt; und sie sah, daß seine Schultern zuckten.

„Fräulein Marie, quälen Sie mich nicht. Sie wissen genau, warum ich gehen muß. Ich kann nicht hier bleiben und" ...

Aber schon war sie neben ihn getreten, hatte seine Hand ergriffen und seinen Arm um ihre Schultern gelegt. Und mit der freien Hand seinen Kopf zu sich herunterbiegend, fragte sie noch einmal:

„Hält dich gar nichts in der Heimat, Erich?"

Da blickte Erich Urban in ihre Augen und dachte nicht mehr ans Fortgehen.

Enttäuschung.

Von Eva West.

Sie hatte sich so auf diese Zeit gefreut! Das ganze heimliche, unruhige Bangen hatte sie bewegt, das große ahnungsreiche Hoffen auf irgend etwas, das kommen könnte, kommen mußte.

Und „es" kam. „Es" war siebzehn Jahre alt, hatte blaue Augen und blonde, glattgebürstete Haare. Nur dieser — sie kannten sich alle sonst in der Tanzstunde — war ein Fremder. Das gab ihm einen Glorienschein. Und er zeichnete sie aus, sie ganz allein. Und wie er tanzte! Viel, viel besser als alle anderen! Und so vornehm hielt er sich zurück, wenn die anderen miteinander redeten und lachten. Und er brachte ihr Rosen. Er war der erste unter ihnen, der das wagte!

War es ein Wunder, daß sie ihn liebte, mit der ganzen schwärmerischen Glut ihres fünfzehnjährigen Herzens liebte? Sie dachte an ihn auf dem Schulhof, in den Stunden und bei ihren Arbeiten. Auf der Straße erschrak sie vor jeder Mütze, die aussah wie seine. Sie machte ihre ersten Liebesgedichte für ihn. Sie schlief mit seinem Namen auf den Lippen ein und erwachte mit Gedanken an ihn.

Dabei wußte sie eigentlich gar nichts von ihm, nicht wer seine Mutter war, und seit wann er hier am Orte lebte. Er hatte ihr nur einmal erzählt, daß sein Vater vor mehr als einem Jahre gestorben war, und daß er seitdem nicht mehr in die Schule ging.

Sie hatten eben nur ganz wenig und ganz selten zusammen sprechen können. Während des Tanzens nämlich war das Plaudern verboten, eine ganz dumme Anordnung, wie sie alle einstimmig erklärten, und in den Pausen saßen sie in ihren weißen Kleidern auf der einen Seite des Saales und taten, als ob sie sich gar nichts aus der anderen Seite machten, wo die Jungen standen, steif, wie sie es ihrer Würde schuldig waren. Ganz selten, daß einmal zwei von den feindlich freundlichen Lagern zusammenstanden. So war es immer gewesen, und niemand wehrte sich dagegen.

Bei den ersten Klängen der Musik aber eilte jeder Herr auf seine Dame zu, immer in der Angst, es könne etwa ein anderer schneller sein wie er und ihm zuvorkommen.

Doch dieser selige Winter ging zu Ende. Heiße Tränen hatte sie weinen müssen am Abend vor dem Abschiedsball, dem letzten Zusammensein. Sie hatte stundenlang wach gelegen und hatte an ihn gedacht und an sich, mit tausend törichten Gedanken. Wie die beiden Sonnabendstunden ihr fehlen würden! Was half es ihr jetzt, daß sie ihre Freundinnen beneidet hatten um ihn! Keine war traurig heut abend, keine so traurig wie sie! Die anderen sahen sich wieder, irgendwie, aber sie beide?

Und zum ersten Male erwachte in ihr das Verlangen, zu wissen, wer er sei, und wo er eigentlich wohne. Sie nahm sich fest vor, ihn endlich zu fragen, morgen! Und lächelnd und schluchzend zugleich schlief sie ein.

Aber sie fand dann doch nicht den Mut. Sie sah nur, daß er traurig war, traurig wie sie. Da war sie stolz, vielleicht, weil das noch keiner ihrer Freundinnen begegnet war, und weil die es doch auch sahen und neidisch darauf sein mußten.

Sie tanzten bis zum Morgen, dieses erste und eine Mal bis zum Morgen. Dann nahmen sie Abschied von allen den andern nicht anders als sonst. Er brachte sie und ihre Mutter noch bis zum Hause. Heimlich beugte er sich über ihre zitternde Hand und küßte sie. Dann ging er.

Die Mutter hatte es nicht gesehen. Das war gut und freute sie. Leise, mechanisch sagte sie: „Gute Nacht" und ging wie im Traume in ihre Stube. Beklommen setzte sie sich auf ihr Bett, noch ganz eingehüllt in den weißen Schal und den Mantel. Dann hob sie ihre Hand gegen das graue Licht des dämmernden Morgens, blickte sie an wie ein fremdes überirdisches Ding, wendete sie hin und her, verglich sie mit der andern und schüttelte lächelnd den Kopf. Verstohlen und heimlich sah sie sich in ihrer kleinen weißen Stube um, atmete einmal tief auf und drückte ihren heißen Mund auf ihre Hand, scheu und fest, dorthin, wo sein Mund vorher gewesen. Dann zog sie sich aus und schlief ohne zu träumen.

Als sie spät am Sonntagmorgen erwachte, war der Trennungsschmerz mit ihr wach geworden. Sie weinte lange bitterlich. Man lachte im Hause über sie, wie sie endlich zum Vorschein kam und neckte sie, weil man von ihren matten Augen glaubte, sie sei verschlafen. Was wissen Eltern, die ihre eigene Jugend vergessen haben, wie früh ihre Kinder beginnen, von Liebe zu wissen und von Liebe zu leiden!

Die Sehnsucht trieb sie hinaus. Sie ging sinnlos weiter und immer weiter, ging durch Straßen, in die sie sonst niemals kam, ging ermüdend weit durch die Vorstadt, überall mit Gedanken an ihn und an das gestern.

An einen Bretterzaun gelehnt blieb sie stehen! Er war es. Ein Zucken ging durch ihren Körper. Er war es, der drüben eilig mit dem Austragekarton über der Schulter über die Straße schritt.

Sie war zu jung und hatte nicht Güte genug, um die gnadenlose Tragik in dem widerspruchsvollen, aus seiner Bahn geworfenen Leben des armen Jungen zu begreifen. Sie haßte ihn jetzt und dachte nur an sich selber. Sie wollte sein stilles ernstes Gesicht nicht sehen, das sie eben noch so geliebt hatte. Sie sah nur eine Beleidigung, die ihr und ihrer Liebe geschah — und nun lachte sie beinah: also das war ihr Ideal! Dann verzerrten Zorn und Abwehr ihr die Lippen. Sie stürzte fort, nur um ihn nicht mehr zu sehen. Aber nach wenigen Schritten schon ging sie langsam, ganz langsam. Ihre Augen sahen am Boden hin, weil sie sich schämte, so schämte.